Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(4. Fortsetzung.)

Die Cille redete und erzählte. Die zwei Alten hatten längst die Arme schwer auf dem Tisch liegen und den Kopf noch schwerer darauf und schliefen; der Töni stand zwischen hinein auf, spuckte aus, suchte sich ein Streichholz, um seine Pfeife neu anzuzünden, vergaß das Wiederniedersitzen und ging endlich aus der Stube. So saß nur die Clari-Marie allein noch aufrecht und reglos da. Plötzlich gingen der Cille Gedanken und Rede aus. Sie stand auf; halb hatte sie das Gefühl, als verlasse sie just jetzt erst die Stadt, wo alles wirr und lärmig und eng war. Sie trat an eines der Fenster, that es auf und sah die schweigsame Bergnacht an. Auch die Clari-Marie erhob sich, nahm wortlos und wie man ein Bündel aufrafft eines der schlafenden Ueberzeitigen am Tisch nach dem anderen auf und trug es hinaus. Indessen stand die andere immer noch am Fenster, die Hand am offenen Flügel. Die Nacht der Thalwände war schwarz, dort tief, undurchdringlich, dort wie von oben leise erleuchtet, daß ein paar Bäume an einem Hange erkennbar waren, daß eine Felsbrust wie bepanzert schimmerte, da, dort lag es wie bläulicher Schein, drüben, wo die Kirche stand, leuchteten rothe Fenster in die Finsterniß. Ueber den Bergen standen die Sterne.

Die Cille stand gerade auf und schnaufte; es war ein befreiender Seufzer; Jesses, wie war es eng in der Stadt! Dann schlug ihr plötzlich das Herz schneller, heiß überlief es sie. In der engen, fremden Stadt saß jetzt der Jaun, allein, weit weg!

„Und doch meine ich, es ist nichts für den Bub!"

Das sagte die Clari-Marie, die auf einmal hinter ihr stand, sagte es klar und geradeheraus und hart und ohne Umschweife, wie sie immer sprach.

„Warum?" fragte die Cille scheu. Dabei war es, als verlören die Muskeln ihrer Gestalt an Spannkraft, der Kopf bog sich wieder vornüber; die alte Last drückte ihr die Schultern.

„Er — das ist ja ganz anders in der Stadt —, wenn er wieder heimkommt, wird er sich hier nicht mehr zurechtfinden und vielleicht wir uns in ihm nicht!"

Eine Weile standen sie nebeneinander und blickten beide stumm aus dem Fenster.

„Denk nur," sagte die Clari-Marie, „wie es jetzt in der Stadt zugeht, das rasselt und lärmt und treibt jetzt noch im Gewühl durch die Straßen und — hier ist es ganz still."

Die Cille antwortete nicht.

„Und die Städter sind anders," fuhr die Clari-Marie fort, „und werden ihn anders machen, weiß Gott, was sie aus ihm machen werden." Sie trat jetzt in die Stube zurück und packte eine Arbeit zusammen, die noch auf dem Tisch lag. Dann ging sie hinaus. „Ich gehe schlafen," sagte sie im Davongehen.

Die Cille sah über die Kirche mit den rothen Fenstern hinaus nach dem fernen Aren hinüber. Hinter dem Berg und noch vielen lag die Stadt. Dort war der Bub, der Jaun! In dem Augenblick fragte sie nicht, ob es gut für ihn war, dort zu sein oder nicht. Nur die endlose Weite, die er weg war, fiel ihr ein. Es zuckte um ihren Mund, kurz, wild, als ob sie hastig etwas hinunterkaute. Dann schloß sie mit rascher Hand das Fenster. In ihren Augen war eine Röthe, als ob sie darin gerieben hätte oder als hätte sie — aber bah, die weinen doch nicht, die herben Weiber vom Isengrund. Als sie nachher in die Kammer trat, die sie mit der Clari-Marie theilte, lag diese im Bett; aber sie wachte noch und hob den dunkeln Kopf aus den rothblumigen Kissen.

„Du," sagte sie, „morgen will ich zur Trine in's Roththal hinauf wegen der Kinder."

„Ja, geh," sagte die Cille. Fast wäre es ihr auf die Zunge gesprungen: „Hol den Jaun wieder heim!"

* * *

Am anderen Morgen stieg die Clari-Marie nach der Roththalhütte. Der Weg ging dort hinauf, wo man gegen das Rothhorn stieg; aber am Waldsaum stand der Gaden des Furrer, des Bauern, und an ihm zweigte ein schmaler Fußpfad wagrecht ab, um die Bergkante herum in eine breite Schrunde, das Roththal, durch diese aber wieder hinauf zu einem großen, steinuntermauerten Holzhaus. Hier saß der Furrer. Wie zwei Wächter standen sie da, diesseits der wettergraue Gaden, jenseits das Haus mit dem hohen Schindelgiebel und den neu verschalten Wänden, aus denen die kahlen Fenster lugten. Zwischen Haus und Gaden fuhr im Winter die Laue nieder. Wenn sie lag, bis tief in's Frühjahr hinein, hatte der Roththalbauer eine Brücke nach seinem Heustall und nahen Weg.

Die Clarie-Marie kam an den Gaden und sah jenseits der Schrunde den Roththalbauern und sein Weib mit schweren Tragkörben aus dem Walde herab- und dem Haus zu steigen. Es war Herbst, die Hänge gelbten, die vom Isengrund trugen Brennholz ein; die Hablichen kauften sich ihren Vorrath zusammen, die Armen bogen die Rücken krumm und lasen Heizung im Walde zusammen. Der Furrer und sein Weib zählten sich zu den Armen. Der lange hagere Mensch war mit seinem hoch mit Holz bepackten Korb wie ein Thurm, der vornüber in's Fallen kommt und sich rückweise immer wieder aufrichtet, die Furrerin aber sah aus, als müßte sie jeden Augenblick unter ihrer Last zusammenknicken wie das taumelnde Elend; aber zäh mit verbissenen Zähnen kam sie gegen das Haus niedergestiegen.

Die Clari-Marie rief sie an, und jene achteten ihrer nicht. Sie stellten die Hutten an's Haus, klopften die schweren Schuhe an die Hausmauer, daß der Waldlehm abfiel, und gingen hinein. Eine Weile später trat die Clari-Marie ihnen nach durch die Thür und fand sie in der rauchschwarzen Küche, die mit einem halbblinden Fenster nah wie ein Kurzsichtiger auf die steil ansteigende Halde sah. Der Furrer hantirte an seinem Beil, das locker war, die Trine wusch den Melkeimer. Das Licht war so düster, daß die Clari-Marie Mühe hatte, zu unterscheiden, was sie thaten.

„Guten Tag," grüßte sie.

Sie sahen sich beide um und traten fast hastig gegen die Thür vor, als sei ihnen just in der Küche Gastung nicht willkommen. Die war auch nicht gastlich, was im Halbdunkel erkennbar war, rußig, unsauber, ärmlich. Im brüchigen Steinherde fehlte das Feuer, obgleich es nahe an Mittag war.

„Komm doch in die Stube," sagte die Trine, trat vollends aus der Thür und schob die Schwester einer gegenüberliegenden Kammer zu. Sie selber trat zuerst hinein, und als sie plötzlich im vollen Tageslicht stand, das durch eine Reihe weit in die Runde blickender Fenster quoll, war sie ein fadenscheiniges Weibswesen, nicht nur weil ihr Gewand zertragen und unordentlich war, der Leib selber und das dünne, braune Haar und der schmale Kopf, alles war wie gespart; die Clari-Marie, die immer ernste, lächelte innerlich und heimlich, daß die Sparsamkeit der Schwester gleichsam aus allen Poren lugte.

„Setz dich," sagte die Trine und schob ihr einen Stuhl zum runden Tisch, der in einer Ecke unweit der Fenster stand; sie selber ließ sich neben ihr nieder und konnte ein zufriedenes Aufseufzen nicht unterdrücken, als sie den korbmüden Rücken an die Holzlehne legte.

„Ihr seid im Wald gewesen," sagte die Clari-Marie.

„Ja," sagte die andere, der eine dünne Röthe in die Wangen kam. „Es liegt so unbändig viel Holz im Wald, daß es eine Sünde —"

Der Bauer kam in dem Augenblick herein, und sie wandte sich zu ihm.

„Wäre es nicht — du —eine Sünde, meine ich," sagte sie, „das Holz alles liegen zu lassen?"

„Natürlich wäre es," gab er zurück und setzte sich zu ihnen, aber er rutschte auf dem Stuhl, wie einer, der kein Sitzleder hat, schielte nach einem Wandschrank in seinem Rücken, stand dann auf, machte sich daran zu schaffen und kramte ein abgenagtes Schafbein hervor und ein Roggenbrot. Beides legte er auf den Tisch.

„Essen können wir jetzt, während — während die Clari-Marie da ist," sagte er, und obgleich er ganz ruhig und fast langsam sprach, lag es wie Hast in seiner Stimme und Reue über unbenutzte Zeit.

„So kommt ihr billiger zu Holz, als wenn ihr kauftet," sagte die Clari-Marie halb spöttisch, halb zornig zu dem Bauern.

Der nagte am dürren Fleisch und und sprach dazwischen hinein. „Es kann nicht billig genug sein heutzutage."

„Und nichts Warmes habt ihr zu essen, bei der strengen Arbeit?" sagte die Clari-Marie mit offenem Mißfallen.

Die Trine fiel entschuldigend ein: „Es ist das Kochen nicht werth, wenn die Kinder nicht heimkommen."

„Wir wollen nicht alles essen, was wir haben," sagte der Bauer scharf und irgendwie, während er und sein Weib die dünnen Scheiben des Fleisches abhackten und jede Brotkrumme vom Tische auftupften, lag es wie etwas verborgen Großes in der zielbewußten Art, mit der sie am eigenen Leibe sich die behäbige Zukunft absparten.

Aber die Clari-Marie mußte an die hungrigen Gesichter der Kinder denken.

„Zuviel Sparen ist auch nichts," zürnte sie. „Machet euch nicht selber zuschanden vor den Leuten."

Die anderen drückten an einer Gegenrede herum, fanden aber keine und kauten emsig ihr hartes Fleisch.

„Die Kinder kommen jetzt nicht mehr heim zu Mittag?" begann die Clari-Marie wieder.

„Nicht, seit Ganztagschule ist," gab die Trine zur Antwort, „es ist nicht der Mühe werth, viermal den weiten Weg zu machen."

„Ihr solltet sie in Kost geben," sagte die Clari-Marie.

Aber der Bauer würgte blitzschnell einen Bissen hinunter, schoß einen wilden Blick zur Seite, als fluchte er heimlich in sich hinein, und sagte hastig: „Das fehlte mir noch. Es gibt gerade sonst genug zu zahlen."

Er hatte es in seinem Wesen, gegen die Clari-Marie aufzumucksen, aber, wenn er ihrem Blick begegnete, der klar und herrisch und lauter über ihn hinging, war er wie die anderen und vergaß das Zornigwerden.

„Wißt ihr was," sagte die Clari-Marie, „gebt die Kinder uns in's Haus zu Mittag."

„Ja —" sagte die Trine mit Bedenken.

„Ja —" sprach der Furrer nach.

„Es kostet nichts, natürlich," sagte die Clari-Marie weiter.

„Es ist zu still im Haus für uns, seit der Jaun fort ist," sprach die Clari-Marie weiter.

Der Furrer legte sein Messer weg. Er kaute noch, aber er rutschte schon, als litte es ihn nicht mehr auf der Bank. „Ich muß wieder an die Arbeit," sagte er.

Da begann die Trine den Tisch abzuräumen.

„Nun, was meint ihr?" fragte die Clari-Marie.

„Meinetwegen können sie wohl bei euch essen," sagte der Furrer achselzuckend. Und die Trine drehte sich um, lachte mit blitzartiger Freundlichkeit und meinte: „Natürlich können sie, und gern genug werden sie kommen."

„So schickt sie von morgen an," sagte die Clari-Marie. Sie stand auf dabei; die Trine band schon das Tuch um, das sie umlegte, wenn sie in's Holz ging. In diesem Augenblick läutete von der Isengrundkirche die Elfuhrglocke. Die drei traten schweigend gegen die Fenster vor, durch die eine helle Sonne mit mittäglicher Stärke brach. Mit gefalteten Händen standen sie da, die Gesichter nach der Richtung gewendet, wo die Kirche lag. Myriaden Stäubchen spielten im Lichtschein rings um sie; an Staub war die Stube nicht arm, auf den Gesimsen lag er fingerdick, auf dem unreinen Fußboden flog er in Flocken, lag auf den dunkeln Stabellen und klebte an dem weißgelb vertäfelten Wandwerk. Aber die drei Gestalten standen im heißen, weißen Licht, scharf umrissen — lang, daß der gebeugte, eckige, schwarze Kopf fast die Holzdiele streifte, der Bauer; klein, unscheinbar, wiederum wie sein Schatten, die spitze Trine; schwer, stark, breit die Clari-Marie, und ihre breite, eckige Stirn, auf der die hellste Sonne lag, schimmerte wie Elfenbein. Die Haltung aller war demüthig und andächtig, nur daß den Furrerischen die Köpfe noch tiefer auf der Brust lagen als der Clari-Marie, und daß diese, als das Gebet gesprochen war, das Kreuzzeichen langsam, mit einer sonderbaren Würde machte, während die beiden anderen mehrmals und mit einer fast leidenschaftlichen Hast mit den Fingern an Stirn und Brust rührten.

Die Furrerin wendete sich mit einem Seufzer zuerst. „Jetzt kann eines wieder schaffen," sagte sie, und schlug die Augen zur Decke auf. Sie und ihr Mann murmelten noch das „Maria — Mutter Gottes," während sie schon durch den Flur nach ihren Körben vor der Thür schritten. Sie luden dort das Holz ab; die Clari-Marie stand dabei und sah freundlich auf sie. Die demüthige Frömmigkeit hatte die Zieglerschwestern immer zusammengehalten, jetzt war mit dem Band auch der Furrer eingebunden und um ihrer Kircheneifrigkeit und ihrerGottfreundschaft willen sah die Clari-Marie Schwager und Schwester den Geiz nach.

Als der Furrer und sein Weib die leeren Körbe auf den Rücken warfen und die Clari-Marie sich zum Gehen rüstete, kam drüben den Rothhornweg herauf der Strahlegghüttler gestiegen. Der leere Ranzen, in dem er jeweilen seine Kristallfunde heimtrug, hing ihm am Rücken, und er stieg gemächlich bergan, einen zufriedenen Ausdruck im braunen Gesicht; als er die Blicke der drei auf sich ruhen fühlte, wurde sein Wesen noch schwerfälliger, linkisch fuhr er mit der Hand durch den sonderbar lückigen Bart.

„Tag," grüßte er mit einem unbeholfenen Lachen im Vorübersteigen.

„Tag, Wipfli," gab die Clari-Marie zurück. „Tag," grüßten die Furrerischen. Der Bauer warf dabei sein Beil in den Korb. „Er ist wieder in der Stadt gewesen, seine Strahlen verhandeln," murrte er; es klang aber wie ein qualvolles Aufstöhnen.

„Der verdient ein Geld," sagte die Furrerin. Ihre Augen gingen hinter dem Wipfli her, als kämen sie nicht los von ihm; etwas wie ein Lechzen war in ihrem Blick.

„Das mein' ich, verdient der Geld," echote der Bauer dumpf und wandte sich die Halde hinauf dem Walde zu.

„Nun der Herrgott wird uns auch weiter helfen," schloß die Furrerin, sah die Schwester halb lächelnd, halb mit demüthiger Frommheit an und gab ihr die Hand zum Abschied.

„Also schick die Kinder," sagte die Clari-Marie, und als die Furrerin bejahte, stieg sie in die Schrunde hinab nach dem Weg hinüber. Von jenseits sah sie die Schwester ihrem Manne nach dem Walde folgen. Da hob sie selber an, dem Dorfe zuzusteigen. Das Sonnenlicht lag auf ihrer schweren Gestalt und stach fast heiß auf den dünnen schwarzen Scheitel. Ihr Kopf war leicht gesenkt, und sie sann. Der Geiz der Verwandten ging ihr im Kopf herum, einen Augenblick grollte sie ihnen, den nächsten lächelte sie fast ob der Schrullenhaftigkeit, mit der die zwei auf bessere Tage hin sparten und sich mühten. Dann wieder wärmte sich ihr das Herz Schwester und Schwager gegenüber, um des Eifers willen, mit dem diese die Gebote der Kirche erfüllten. Der Kirche! Der Blick der Clari-Marie suchte und fand das Gotteshaus am Thalende. Das Kreuz auf dem Thurm warf Blitze und blinkte. In das Gesicht des Weibes trat ein fast verklärter Ausdruck; ihre grauen Augen gewannen ein innerliches, seltsames Feuer. „Vater unser," murmelte sie im Abwärtsschreiten. Und das war die Leidenschaft in dem Leben der Clari-Marie: mit Beten und Gottdienen überthat sie sich.

7.

Aus einer Dachkammer des Zieglerhauses schauten zwei Kinderköpfe, der braune des Furrerhansi und der feine, blonde seiner Schwester. „Jesses, wie schön!" schrie der Hansi in's Leere hinaus und hockte auf dem Fenstersims, hielt sich mit dem einen Arm am Laden und strahlte mit den backklaren Augen übermüthig den Tag an, der nicht so viel Sonne hatte als der Bub im Blick trug. Die Kammer war seit heute den Kindern eigen; und von heute an hatten sie nicht mehr nur Mittagbrot, sie hatten auch Wohnstatt bei der Clari-Marie.

„Sie sind der Schule näher so, wenn's in den Winter geht," sagte diese zu denen vom Roththal; zur Cille meinte sie: „Es ist doch keine rechte Luft für das Kindervolk bei den zwei Sparsamen."

„Lasse sie da," sagte die herbe Cille, „es wird eher etwas aus ihnen."

In der Dachkammer, wo ehemals der Jaun geschlafen hatte, lagen die Habseligkeiten der zwei Kinder, soweit sie sie täglich brauchten; der Furrer, der Bauer, hatte selber im Vorbeigehen die Kiste auf der Rückengabel in's Haus getragen, als er heute morgen zu Markt gefahren war, um Ziegen zu holen.

„Jesses, wie schön!" schrie der schmalwangige Hansi in die Gottesluft hinaus, und das Zieglerhaus stand doch in einem Schattenloch und nah an dem Gedränge der Dorfhütten, und oben im Roththalhaus hatten sie unter der blitzenden Sonne gewohnt. Nachher fuhren die zwei vom Fenster zurück, fuhren kreischend und lachend über die engtrittige Treppe hinab und kamen wild wie ein Windzug in die Stube hineingefahren, so daß der Chrisostomus auf dem Ofen zusammenfuhr und fast die Pfeife aus den zitternden Händen verlor und die Anni, sein Weib, ein „Jere ja" um's andere stöhnte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte der Hansi, stand breitschultrig da, die Brust herausgedreht, daß er kräftig aussah, und die Augen voll Narrheit und Uebermuth. Da kam die Clari-Marie herein, schickte den Hansi in die Werkstatt hinüber, daß er Hobelspäne fasse, nahm die Severina mit sich nach der Küche und brauchte nur ihnen nahe zu sein, so war ihre Wildheit zahm und waren sie von einer stillen, fast scheuen Folgsamkeit. Zu der Kammer aber, wo die Kinder untergebracht werden sollten, stieg die Cille hinauf, Ordnung zu schaffen, fing an, die paar Gewandstücke in einen kleinen Wandschaft zu legen, hielt mitten in der Arbeit inne und zog einen Brief aus der Tasche. Der trug als Aufschrift das kurze „Frau Clari-Marie im Isengrund", und die Clari-Marie hatte ihn eben geöffnet,gelesen und der Schwester eingehändigt mit den Worten: „Da lies! Vom Jaun!" Die Cille trat an das kleine Fenster vor, hatte unsichere Hände, als sie den Brief aus dem Umschlag zog und schien, lang wie sie war, leicht müde zu werden; denn sie ließ sich auf einen der Stühle nieder und seufzte dabei verstohlen, als verschluckte sie ein heimlich ächzendes: „Mein Gott!" Dann las sie und las:

„Schön ist es hier in St. Felix, Base! Und gern bin ich hier! Sie sind alle recht mit mir, mehr als recht, der alte Herr, dem jungen Herrn der Vater, nun gar! Das ist etwas mächtig Schönes so eine Apotheke, und ich muß auch helfen im Laboratorium, das ist dort, wo man Salben macht und Pillen und anderes. Und in die Schule gehe ich wieder, aber ganz anders als im Isengrund, viel ernster, und vielleicht muß ich wieder ganz in die Schule gehen und nicht mehr in der Apotheke helfen, weil ich Freude habe, noch in die Schule zu gehen. Ein Apotheker möchte ich werden; die verdienen mächtig viel Geld, aber noch lieber ein Doktor, einer, der die Menschen gesund machen kann wie Ihr, Base Clari-Marie, aber von Euch lerne ich es nicht, aber hier kann man es lernen, und es kommt einer hier in die Apotheke, ein Doktor, der ist am Spital, und der Vater — dem jungen Herrn sein Vater — sagt, daß er ein Gescheiter ist. Und — und so einer möchte ich sein, Base Clari-Marie!"

So schrieb der Jaun, der Bergbub! Die Cille sah auf und in der Kammer sich um und hatte Herzklopfen. Jesses, was dem Bub durch den Kopf ging! Es war schon, als gehöre er seit einer Ewigkeit in die Stadt hinunter und gehöre nicht mehr in den Berg. Du hättest ihn nicht gehen lassen sollen, fuhr es ihr durch den Sinn, und im gleichen Augenblick kam ihr ein anderer und mißgünstiger Gedanke: „Jetzt räumst du den Schwesterkindern die Kammer ein und der Jaun ist fort. Warum ist der nicht hier statt des Hansi und der Severina!"

Sie rutschte auf dem Stuhl, beugte sich jetzt nieder, richtete sich wieder auf und drehte die steife Gestalt, als winde sie sich unter etwas. Dann stand sie auf, ging einmal gegen die Thür, dann wieder zurück und wieder zur Thür. Das Leben ist nicht leicht, Cille Ziegler! Aber das weißt doch schon lange!

Hin und her ging sie, hin und her, und im Hin- und Hergehen würgte sie das Heimweh nach dem herunter, der in ihrem Leben das Höchste war! Endlich ging sie wieder an die Arbeit, aber als sie den Brief in den Umschlag zurückstecken wollte, merkte sie daß da noch ein Zettel steckte. Sie nahm auch den heraus. Er trug eine krikelige, schwer leserliche Schrift. Kirchhofer, der Apotheker hatte ihn geschrieben. „Wir sind zufrieden mit Eurem Buben, dem Jaun, sehr zufrieden," stand da. „Der ist einer, aus dem etwas werden kann; und vielleicht ist es sein Glück, daß er hierher gekommen ist. Er hat einen Lerneifer wie wenige, mein Vater hat seine helle Freude an ihm, und er will etwas für ihn thun, wenn er sich so hält. Er will ihn weiter lernen lassen, wenn er Freude hat. Deshalb soll er wieder ganz in die Schule gebracht werden und keine Gehilfendienste mehr thun. Ihr werdet wohl einverstanden sein, daß er etwas lernt. Wissen ist heutzutage mehr als Geld."

Die Cille stand und ließ den Brief sinken. Wieder schlug ihr das Herz, halb vor Freude, halb vor Unruhe. Jesses, was ist das für einer, der Bub! Lernen, immer nur lernen! Aber er hatte recht, der Kirchhofer, nicht dawider sein durfte man ihm, Sünde wäre es! So mochte er fort bleiben — so mochte er! Was that es, wenn sie Heimweh hatte, wenn der Bub lernte, wenn — wenn er ein Herr wurde da draußen, ein städtischer, wenn — am Ende gar — ein Doktor — aus ihm wurde!

Der Cille Gesicht zuckte, sie verbiß das aufquellende Flennen. Jaun! Jaun! — Langsam und mit schwimmenden Augen packte sie das Gewandzeug ganz hinweg. Dann richtete sie den hageren Rücken auf,schluckte noch einmal; nun waren ihr die Augen trocken. Dann stieg sie hinab.

In der Küche traf sie die Clari-Marie mit dem Kind noch. Sie gab ihr den Brief zurück und machte sich am Herd zu schaffen. Eine Weile schwieg sie; dann litt es sie nicht länger. „Es geht ihm gut, dem Jaun," sagte sie.

Die Clari-Marie stand über einen Waschkübel geneigt, heißer Dunst stieg daraus auf. Schweißperlen schimmerten ihr auf der Stirn, aus ihrem schlichten, dünnen Scheitel lösten sich einzelne Haare und standen wirr nach allen Seiten. Sie trug eine graue Flanelljacke, deren Aermel bis zum Ellbogen aufgekrempelt waren, an den festen Armen haftete derSeifenschaum. „Es scheint, daß es ihm gut geht," sagte sie trocken.

Die Cille war scheu und gedrückt. „Lernen thut er einmal, der Bub," murmelte sie nach einer Weile, fast als spräche sie mit sich selber.

„Wird er ein Pfarrer, der Jaun?" fragte Severina, die an der Clari-Marie ihrem Kübel stand und mit der schmalen Hand im Seifenschaum rührte. „Die Mutter sagt, er ist einer wie ein Pfarrer," fügte sie bei.

Die Cille lachte ein wenig. „Ein Doktor wird er am Ende!" sagte sie. „Jesses, du Clari-Marie," wandte sie sich an diese, „wenn er jetzt gar ein Doktor —"

Die Rede blieb ihr im Halse stecken. Die Clari-Marie sah auf. Sie nahm beide Hände aus dem Wasser und stemmte sie auf den Kübelrand. „Das wird nicht dein Ernst sein, du," sagte sie zur Schwester. Dabei wurde ihr Gesicht hart, der Kopf stand steif im Nacken, sie hatte etwas von dem Klotz, der in eine Straße rollt und sie sperrt: Geh einer vorbei, wenn er kann! „Ein Doktor, der Bub!" stieß sie kurz hervor, so als fehle ihr der Athem. „Was weiß so ein Doktor! Was ist so einer? Im Wald stehen die Kräuter auf den Matten, da kann einer das ewige Leben auflesen, wenn es der Herrgott einen finden lassen will! Alles andere ist Lug und Trug! Und der Bub soll ein Doktor werden!"

„Du hast auch bei ihnen gelernt, bei den Aerzten," sagte die Cille still, störrisch.

„Gelernt?" sagte Clari-Marie. „In der Stadt bin ich gewesen und bei ihnen, den Doktoren, ja, weil die Regierung so eingesetzt hat, daß aus jedem Dorf eine geht! Aber gesehen habe ich genug und mein Theil gedacht! Seit ich hier bin, ist kein Doktor mehr in den Isengrund gekommen!"

Die Cille schwieg, wahr war es, was sie sagte, die Clari-Marie, es kam kein Doktor nach dem Isengrund!

Da nahm jene ihre Arbeit wieder auf, langsam packte sie ein Wäschestück und schlug es auf's Brett. „Ein Doktor wird er nicht, der Jaun, oder — oder in's Haus kommt er mir nicht mehr!" sagte sie. Es war halb in den heißen Dunst hineingemurmelt, aus der Art, wie sie dastand, breit, wuchtig, störrisch, konnte die Cille lesen, was sie nicht verstand. Sie verschluckte einen Seufzer und ging; sie wich immer, wenn die Schwester zürnte; das mußte so sein, war immer so gewesen, das letzte Wort und das gültige lag bei der Clari-Marie.

* * *

Am Nachmittag liefen der Hansi und die Severina zur Schule, die sie am morgen, ihres Umzugs halber, geschwänzt hatten. Der Hansi schritt voraus, stampfte mit schwerem Schuhwerk den Boden der Dorfgasse, der vom ersten Frost hart und spröde war, und hielt die Daumen in die Riemen seines Schultornisters gehängt. Der Nordwird kam hinter ihm her gefahren, faßte ihn ruckweise und stieß ihn vorwärts, dann machte der Bub den Nacken steif, stemmte sich und murrte zwischen verbissenen Zähnen hervor: „Jetzt stoß, wenn du kannst!" Der Nordwind pfiff an den Wänden des Rothhorns, hoch am Himmel fegte er hin, und der Himmel wurde fahl, grau; der Wind zog die Schneetücher darüber. Die Tannen über dem Dorfe rauschten, ss-ss, es tönte wie fliegende Athemzüge eines Riesen. Der Wind wirbelte auch die kleine Severina durch die Dorfgasse einher wie ein Läublein; der braune ärmliche Rock flog um die Beine, deckte die dicken, grauen Schafwollstrümpfe bis an die Knie auf und riß an der Schultasche, die dem Kinde am Arm hing. Das Haar flog ihm um die Wangen, wirr, lang, und das Tuch verschob sich, das ihm die Clari-Marie um den Kopf gebunden hatte.

„Jesses, was für ein Wind," jammerte die Severina weinerlich, und der Hansi, dem das Blut in den Wangen stand, und dem die Augen blitzten, als stehe ihm ein sichtbarer Feind gegenüber, drehte sich, schritt, die Zähne noch immer fest zusammengesetzt, zurück zu der kleinen Schwester und sagte:

„Komm, ich halt dich, dem Kaib will ich schon zeigen." Das Kind an der Hand, ging er seines Weges fürbaß, bei jedem Windstoß schlossen sich seine Finger fest um die Hand der Severina und stemmte er sich zornig lachend gegen die schiebende Gewalt.

Das Schulhaus stand am Dorfende und war eigentlich nur eine Schulstube; denn oben wohnte der Pfarrherr mit seiner Magd und nur unten in dem einen, den gemauerten Unterbau fast ganz füllenden niederen Raum lehrte der Tresch, der Schulmeister, die Kinder vom Isengrund. Dem Pfarrherrn hatten sie den Wohnboden warm verschindelt, braune Laden hingen an den Fenstern, unten war alles kahl und grau, die Kinder hockten eng zusammengepfercht und froren nicht.

Als der Hansi und die Severina dem Schulhaus näher kamen, sah es davor aus, wie es zu Stadt und Land vor den Schulhäusern aussieht, kleines Volk stob durcheinander, stieß und schrie, lachte und flennte, nur daß der Wind jetzt unter sie fuhr, hier eine Kappe vom struppigen Kopfe riß und dort einen Fetzen aus einem Schulbuch stahl und sie fortwirbelte, dorfaus, den Fetzen hangan, die Kappe dem Bach zu. Ein kleiner, dicker, rothwangiger Kerl ließ sich vom Winde stoßen und sang dazu, und die kleinen Augen lachten ihm, weil er selber wie ein Ball davonkugelte und der Wind, ihm noch vorausspringend langgezogen — ah — ah — die Töne seiner Stimme trug. Die Mädchen waren die empfindlichen, drückten sich frierend an der Hausmauer hin oder stiegen über die zertretene Steintreppe nach der Schulstube.

Ueber die hinter den Dorfhütten ansteigende Lehne, geradewegs über das weglose Mattenland, zwischen der alten Kapelle und den letzten Häusern herab kam der Kehle-Gisler, der Lätz, mit der Claudi, seinem buckeligen Mädchen gegangen. Er trug einen mächtigen Korb auf dem Rücken und hatte zerlumptes Gewand an, Hosen, von denen die Fetzen hingen, einen langen Rock voller Flicken und Risse, an den Aermeln hing ihm das Futter über die dürren, steingrauen Hände, auf dem Kopf trug er einen formlosen Filz ohne Band und ohne Rand, dessen Farben alle Schattirungen zwischen Schwarz und Gelb zeigten. Nur die Schuhe waren fest und schwer beschlagen. Der Kehle-Gisler stieg in die Dorfgasse, hielt die bucklige Claudi an der Hand und sah, den Kopf seltsam, ruckweise drehend, mit kleinen, lustigen Augen in das und jenes Kindergesicht, zwinkerte und lachte und schnitt Grimassen. Die Claudi hatte ein leises Unbehagen im Blick, hielt an und versperrte dem Vater den Weg:

„So, geht jetzt," sagte sie und versuchte ihn nach der Richtung zu drängen, nach der die Straße dorfaus lief. Der Gisler aber hatte den Blick an den Gesichtern zweier Buben hängen, die ihn anlachten.

„Tag, du," rief der eine.

„Tag, Lätz," lachte der andere; und es war, als hätte der Wind das Wort gefaßt und wirbelte es herum.

(Fortsetzung folgt.)

— Bettler-Rache. Bettler: „Könnte ich vielleicht ein Paar abgelegte Schuhe bekommen?" Frau (barsch): „Ich schenke Bettlern nichts — und überhaupt bin ich Wittwe." Bettler: „O, ich glaube, Ihre Schuhe würden mir auch passen."

— Entsprechendes Geschenk. „Ich möchte meinem Manne eine Gedichtsammlung zum Geburtstag kaufen." — „Hat Ihr Herr Gemahl für etwas besondere Vorliebe?" —„Ja, fürs Skatspielen!" — „Schön, dann schenken Sie ihm „Spielmannslieder"!"

— Vaterstolz. „Ich sag' Ihnen, mein Moritzche ist ä zu kluges Kind. Neulich hab' ich Geburtstag und geb' ihm ä Thaler, daß er mir kann machen ä Geschenk. Was macht das Bübche? Kauft ä große Torte, wo er selbst ißt von das Meiste, und läßt se anschreiben."

Für die Küche.

Gebackene Bohnen. Man weicht 1 Quart Bohnen über Nacht in kaltem Wasser ein, am Morgen gießt man das Wasser ab und läßt die Bohnen noch 2 Stunden in warmem Wasser stehen, und nachdem sie hierauf auf einem Durchschlag abgelaufen sind, bringt man sie mit heißem Wasser bedeckt zum Feuer und läßt sie langsam kochen. Sobald die Bohnen weich sind, giebt man sie in eine Backpfanne, nachdem man vorher das überflüssige Wasser abgegossen hat. Nun schneidet man halbweich gekochtes, gesalzenes Schweinefleisch in Stücke und legt diese in die Mitte der Pfanne. Zu 1 Pint von der Brühe, in welcher die Bohnen gekocht sind, giebt man 1 Tasse Syrup und 1 Theelöffel Tafelsenf, vermischt dies gut, gießt es über die Bohnen und das Fleisch und läßt nun das Gericht fest zugedeckt bei gleichmäßiger Hitze sechs Stunden backen.

Gefüllte Schweinerippen. Man nimmt zwei lange Stücke Schweinerippen, wäscht und trocknet sie, bestreut sie mit Salz und Pfeffer. Man schneidet 6 große geschälte Aepfel in feine Scheiben. In einer Kasserole läßt man 1 Eßlöffel Butter schmelzen, giebt die Aepfel mit 1 Eßlöffel Johannißbeeren-Gelee hinzu und läßt das Ganze zugedeckt über gelindem Feuer dünsten, bis die Aepfel halb gar sind, nimmt es vom Feuer und wenn kalt, giebt man 1 Ei und 2 Tassen Brodkrumen hinzu, legt diese Aepfelfülle zwischen die Rippenstücke, näht sie fest zu und legt sie in eine Bratpfanne. Begießt das Fleisch mit ein wenig geschmolzener Butter oder Schmalz, setzt sie in einen ziemlich heißen Ofen und läßt sie etwas anbraten, giebt dann ½ Pint kochendes Wasser hinzu und läßt die Rippen unter häufigem Begießen gar werden. Wenn die Sauce gar zu braun wird, giebt man nach und nach etwas Wasser hinzu. Kurz vor dem Anrichten legt man die Rippen auf eine Schüssel und entfernt die Fäden. Zu der Sauce giebt man 1 Eßlöffel mit Wasser klar gerührtes Mehl, rührt sie 3 Minuten über dem Feuer, giebt noch etwas Wasser hinzu und kocht sie zu einer sämigen Sauce, passirt sie durch ein Sieb und giebt sie in eine Sauciere.

Pflaumenspeise. Man schneidet Milchbrot in Scheiben und röstet sie in Butter gelb. Getrocknete Pflaumen werden in warmem Wasser, Citronenschale und Zimmt auf gelindem Feuer recht weich gekocht, ausgesteint und mit den Weißbrotscheiben schichtweise in eine mit Butter ausgestrichene Form gelegt. Die Pflaumenbrühe wird kurz eingekocht, nach dem Erkalten, mit süßer Sahne, ein paar feingestoßenen bitteren Mandeln, einigen ganzen Eiern, Citronensaft und Zucker zusammengequirlt, über die Speise gegossen, in einem mäßig heißen Ofen eine Stunde gebacken und mit Zucker bestreut.

Gebackene Kalbsleber. Die Leber wird von der Haut befreit und auf beiden Seiten mit schmalen Speckstreifen durchzogen, dann bedeckt man den Boden einer tiefen Pfanne mit Speckwürfeln, legt auf diese die Leber, giebt dazu 1 Gelbrübe, 2 Zwiebeln und 6 Stangen Sellerie, alles fein gehackt, den Saft einer Citrone und 1 Quart Fleischbrühe. Nun bedeckt man die Pfanne und läßt die Leber unter häufigem Begießen 2½ Stunden braten, dann stellt man dieselbe unbedeckt in den Backofen, damit sie braun wird, verdickt die Sauce indessen mit 2 Löffeln Mehl in 2 Löffeln Rahm angerührt, läßt dieses aufkochen und gießt es durch ein Sieb über die Leber.

Hummersouflee in Muscheln. Als Zwischengericht bei unangemeldeten Gästen ist folgende pikante Speise zu empfehlen, da sie rasch hergestellt werden kann. Der Inhalt von zwei Hummerbüchsen wird in folgende Sauce geschüttet. Aus Butter, Mehl und etwa einem Pint Weißwein bereitet man eine geschmeidige, helle Sauce, die man mit Trüffeln, Citronensaft, Pfeffer und Salz würzt; vor dem Hinzufügen der Hummer quirlt man zwei Eidotter unter die pikante Speise. Sind die Hummerstücke gut durchwärmt, so füllt man das Gericht in Muscheln, dressirt es bergartig, vertheilt etwas Kopfsalat, Eierspalten, Citronenrädchen und Sardellenstreifchen auf die Schalen und überstreut sie vor dem Serviren mit Parmesankäse. Dieses Hummergericht erfreut sich großer Beliebtheit und kann in zehn Minuten fertig gestellt werden.

Hammelkeule pikant. Die Keule wird, nachdem sie gut geklopft und gehäutet ist, mit feinstiftig geschnittenen Schalotten, Pfeffergürkchen und leicht gewässerten Sardellenstreifchen gespickt, dann 18—24 Stunden in eine Beize gelegt, die man von gutem Essig, einigen Löffeln Speiseöl, Zwiebel- und Citronenscheiben, Lorbeerblatt, Pfefferkörnern und einem Kräutersträußchen zubereitet hat. Kurz vor der Bratzeit nimmt man die Keule heraus, trocknet sie ab, legt sie in die Bratpfanne in reichlich steigende Butter und läßt sie im Bratofen unter allmählichem Zugießen von etwas Marinade und Brühe oder Wasser weich braten. Die Sauce wird von der Pfanne losgekocht, entfettet, abgeschmeckt, wenn nöthig, mit etwas in Wasser aufgelöster Kornstärke, seimig gekocht.